Die Krise in der heutigen Orthodoxie: Aus der hermeneutischen Sackgasse zur hermeneutischen Metanoia

Es dürfte klar sein, dass die Situation in der Ukraine nicht etwa die Orthodoxie in eine Krise versetzte, sondern nur eine Krise aufdeckte, die seit langem im Entstehen war. Somit sollten hier unbedingt zwei Ebenen auseinandergehalten werden: einerseits das Streben der Ukrainischen Kirche (bzw. Kirchen) nach Selbstständigkeit und die aktuelle Haltung des Moskauer Patriarchats bzw. des Patriarchats von Konstantinopel hierzu sowie die dahinter stehende Politik des jeweiligen Staates; und andererseits der Zustand der Gesamthodoxie, der in diesem Konflikt zum Vorschein kommt.

Die Orthodoxie befindet sich in einer *hermeneutischen Sackgasse*: die Tradition, die Kanones, historische Ereignisse, Schlüsselbegriffe, ja alles, was zur Lösung des Konflikts beitragen könnte, trägt jetzt im Gegenteil zur Verschärfung des Konflikts bei, denn die genannten Quellen werden unterschiedlich interpretiert. Selbst die Interpretationshoheit ist Gegenstand der Auseinandersetzungen.

Nach den historischen Erfahrungen seit Konstantin dem Großen könnte manch einem orthodoxen Zeitgenossen – gleichsam in einer utopischen Vision – der Gedanke vorschweben, die Einmischung *eines Kaisers* könnte vielleicht einen Ausweg aus der Sackgasse bieten und dem „Krieg der Interpretationen“ ein für allemal ein Ende setzen, indem er reichsgültige Verbote gegenüber die einen verhängt und Begünstigungen gegenüber den anderen erteilt.

Ein anderer, viel beschwerlicherer, aber realistischer Weg ist die Erforschung der Geschichte von Interpretationen. Wenn uns Orthodoxen etwas schwer fällt, dann ist es die Bereitschaft, sich auf fremde Perspektiven einzulassen. Eine fremde Deutung von Ereignissen, die vor 1500 oder vor 300 Jahren erfolgten, kann uns mit Entsetzen erfüllen, denn sie mag sich uns als sinnwidrig, unhaltbar und natürlich politisch manipuliert darstellen. Viel zielführender wäre es, fremden Perspektiven mit historischem Interesse und geschwisterlicher Achtung zu begegnen. Denn wir sind keine Politiker*innen, wir gehören zuerst der Kirche an, also sollten wir uns nicht als Gegner*innen begegnen und bekämpfen. Es wäre konstruktiver zu ver-

suchen, einen vernünftigen Kern hinter jeder Haltung einer anderen orthodoxen Kirchen zu erkennen. Die eigene Position als die einzig berechnigte zu betrachten, ist heute eindeutig ein Weg ins hermeneutische Nirgendwo und in eine kirchenpolitische Misere.

Nimmt man die Mühe einer historischen, kirchenpolitischen, hermeneutischen Multiperspektivität auf sich, wird man aber konsequenterweise sofort mit der Frage konfrontiert: Welche Rolle sollen oder dürfen heute die Ereignisse der Vergangenheit noch spielen? Inwiefern sollen und dürfen die Geschichte der byzantinischen Reichskirche oder die Ereignisse aus der Geschichte der Rus' im 10. Jh. oder die Geschichte des Russischen Reiches im 17. Jh. die heutige Orthodoxie noch reell beeinflussen, außer dass sie die Chronik des Zustandekommens der heutigen Krise liefern mögen? Darf die kirchenpolitische Tradition als ein starres, veränderungsunfähiges, ja unveränderbares Gebilde betrachtet werden (insbesondere angesichts der Tatsache, dass orthodoxe Nationalkirchen jeweils ihre eigene kirchenpolitische „Tradition“ ehren)? Die Tatsache, dass Konstantinopel oder Moskau in ihrer Sicht bestimmter Ereignisse oder Kanones recht haben mögen, hilft heute offenbar niemandem, den aktuellen Konflikt zu lösen oder auch künftigen ähnlichen entgegenzuwirken. Wenn man aber akzeptieren würde, dass das historische Wissen in der Situation der Konfliktlösung *nur dazu* verhelfen soll, mit Staunen und Erleichterung zu erkennen, dass *beide* Positionen stimmig sind, dass *beide* Sichtweisen ihre tatsächliche Berechnigung haben, könnte eine solche Beschäftigung mit der Vergangenheit eher friedensstiftend und deshalb „christlich“ wirken, als ein vehementes Beharren auf die Richtigkeit einer einzigen kirchenpolitischen Wahrheit. Eine Vertiefung in die Geschichte sollte nicht dazu verhelfen, Argumente für seine eigene Position zu sammeln, sondern vielmehr herauszufinden, aus welchem Grund der vermeintliche Gegner Recht haben könnte und aus welchem Grund die eigene Position auch als anfechtbar gelten mag. Das ist der Weg der *historisch-hermeneutischen Metanoia*, einer akademisch-theologischen, praktisch-theologischen und kirchenpolitischen Umkehr, einer Einsicht, die sowohl akademischen Mut wie auch geistliche Demut verlangt.

Dem Erfolg dieses Unternehmens würde der Dialog orthodoxer Kirchen dienen. Vor einem Jahr waren wir bereits Zeugen des ersten Versuchs, nämlich des ersten Kongresses der „International Orthodox Theological Association“ (IOTA). Die IOTA ist als eine orthodoxe akademisch-theologische internationale Austauschplattform konzipiert. Im Januar 2019 trafen sich im rumänischen Iași über 400 orthodoxe Teilneh-

mer*innen und ökumenische Gäste aus der ganzen Welt. Der Ökumenische Patriarch Bartholomäus wie auch der Patriarch der Rumänischen Orthodoxen Kirche Daniel gaben ihren Segen, Grußworte gab es auch von der Russischen Orthodoxen Kirche. (Die Eröffnungsrede hielt Metropolit von Diokleia Kallistos Ware, der alle an dem ukrainischen Konflikt Beteiligten einer gleichermaßen schweren Kritik unterzog.) Eine solche, von akademischen Theolog*innen ins Leben gerufene Austauschplattform orthodoxer *Kirchenvölker* könnte gezielt für den Kirchenfrieden arbeiten. Konkret könnte sie auf eine bewusste „inter-interpretatorische“ oder „meta-interpretatorische“ Ekklesiologie hinzielen, indem sie eine Gruppe von Forscher*innen zur Auseinandersetzung zunächst mit jenen Kanones etabliert, die im aktuellen Streit als Belege für jeweils eigene Positionen herangezogen werden. Abgesehen von diesem konkreten Anliegen müssen die Kanones aber auch als Ganzes erforscht, kodifiziert und neu bedacht werden. Sie müssen einen Bezug zu unserer heutigen Realität bekommen, denn einst *waren* sie genau dazu gedacht, die Realität zu regeln. Eine solche neutrale Plattform wie die IOTA könnte zur Herausarbeitung des im Moment fehlenden *inter*-autokephalen Kirchenrechts beitragen bzw. der Normen, die die Verhältnisse unter den autokephalen Kirchen regeln würden.

Die Orthodoxie besteht aus Nationalkirchen, deshalb braucht sie ihr *Inter*-Nationalkirchenrecht. Unsere Hierarchen können dies nicht übernehmen, sie sind viel zu sehr (kirchlicher und weltlicher) politischer Diplomatie verpflichtet und deshalb schlichtweg befangen. Akademisch-theologische Kirchenmitglieder der orthodoxen Nationalkirchen sind jetzt an der Reihe, dem Frieden innerhalb der Panorthodoxie zu dienen.

Dies gilt umso mehr, da es in naher Zukunft möglicherweise sehr viel mehr orthodoxe Nationalkirchen geben wird als heute, entweder in Folge weiterer Autokephalieverleihungen oder in Folge von immer weiterenenspaltungen, die sich eine Autokephalie versprechen.

Ganz im Zentrum des Konflikts von Interpretationen steht die Frage nach der Legitimationsmacht. Der genaue Gehalt des Terminus „*primus*“ in Bezug auf den Patriarchen von Konstantinopel wird kontrovers diskutiert, denn der Ökumenische Patriarch hat sich in der Situation des Ukraine-Konflikts nicht als Ehrenoberhaupt, sondern als ein reales, d. h. mit handfesten politischen Folgen handelndes Oberhaupt der Orthodoxie verhalten.

Hier könnten sich zwei Wege öffnen, von denen allerdings der erste schon betreten ist. Die Orthodoxie wird zum losen Konglomerat von grö-

ßeren und kleineren Nationalkirchen mit jeweils eigenen Kirchenleitungen, die – vor allem vor ihrem jeweiligen politischen Hintergrund – mehr oder weniger wohlwollend miteinander umgehen. Dieses Szenario liegt nicht einmal in ferner Zukunft; so lebt die Orthodoxie schon.

Vielleicht muss es dann aber keine Konfliktlösungen geben? Vielleicht sind die heutigen Konfliktsituationen in Wirklichkeit nicht als solche zu betrachten? Was verbietet den orthodoxen Nationalkirchen eigentlich, lose und voneinander unabhängig zu existieren? Sie können ihrer Glaubenslehre weiterhin treu bleiben und den Rest intern regeln, so wie die konkrete Landessituation – ob im Heimatland oder in der Diaspora – es zulässt und sinnvoll macht.

Dies würde die Existenz jeglichen Zentrums allerdings überflüssig machen. Auch eine Einmischung in die Angelegenheiten der anderen Lokal-, National- oder Ortskirchen wäre gar nicht möglich, weil es so viele orthodoxe Kirchen geben würde, wie die Gläubigen oder jeweiligen Staaten es sich wünschten. Die altkirchliche Regel, dass es an einem Ort nur einen Bischof geben kann, wird in der Diaspora schon lange nicht mehr beachtet; seit der Verleihung der neuen Kiewer Autokephalie wurde sie auch in einem „Heimatland“ hinfällig. Warum sollte sie dann noch bestehen bleiben und als eine Art Richtschnur behandelt werden? Lose Geschwisterschaft von ganz vielen unabhängigen Lokalkirchen – dies ist der Weg, den die Orthodoxie betreten hat.

Die zweite Möglichkeit bestünde – im Gegenteil – in der Etablierung eines starken Amtes des gesamtorthodoxen, mit realen kirchenpolitischen Vollmachten ausgestatteten Oberhaupts nach dem römischen Modell. Dies wäre das reale, von allen akzeptierte geistliche und kirchenpolitische Zentrum der Orthodoxie. Wenn der Ökumenische Patriarch allein vom Titel her bereits eine universal geltende Autorität ausüben soll (völlig unabhängig davon, wie der Titel „ökumenisch“ ursprünglich gefüllt war, denn viele hierarchische Titel bedeuten heute nicht das, was sie einst bedeuteten), dann sollte das Ökumenische Patriarchat vielleicht *tatsächlich universal* werden, d. h. den Rahmen der ethnischen – also der griechischsprachigen – Welt verlassen und auf diese Weise zugleich die sich in der letzten Zeit häufenden Papismusvorwürfe entkräften. Warum sollte das Amt des Ökumenischen Patriarchen nicht interautokephal und interethnisch werden? Warum sollte dieses Amt nicht turnusmäßig von einer Nationalkirche zur anderen übergehen? Dies würde natürlich bedeuten, dass das Patriarchat von Konstantinopel die Bezeichnung „ökumenisch“ nur in den Zeitperioden tragen würde, in denen sein Patriarch mit der Ausübung des Amtes

des Ökumenischen Patriarchen an der Reihe wäre. Das Ökumenische Patriarchat, wenn es tatsächlich nicht im politisch-byzantinischen Sinne des bereits seit langem nicht mehr existenten „zweiten Roms“ „ökumenisch“ sein soll, sondern im Sinne der geistlichen und kirchenpolitischen Autorität als das Zentrum der multinationalen Orthodoxie gedacht wird, müsste über ethnischen und politischen Interessen stehen. Dann könnte es innerhalb der Panorthodoxie verbindend wirken. Auch die einzelnen Nationalkirchen würden einander viel intensiver wahrnehmen und miteinander arbeiten. Vermutlich kann dem Amt des Ökumenischen Patriarchen heute nur so eine panorthodoxe Akzeptanz garantiert werden.

Dieser zweite Weg mag utopisch erscheinen, aber die orthodoxe Kirchengeschichte kennt schon in kleinerem Maßstab ein solches übernationales Vorbild, das ironischerweise aus der heute umstrittenen Ukraine stammt und von mehreren Nationalkirchen als ihr Heiliger beansprucht wird: Paisij Welitschkowskij (1722–1794), der in der Kiewer Akademie studierte, lange Jahre auf dem Athos lebte, wo er mit zwei Ökumenischen Patriarchen befreundet war, ein gelehrter Mönch und Mönchtumsreformer war, patristische Texte übersetzte und eine hohe geistliche Autorität genoss. Er war Abt einer riesigen mehrsprachigen, polyethnischen Gemeinschaft in Moldau. In seiner Klosterregel fixierte er als eine der Voraussetzungen für die Wahl des neuen Abtes, dass dieser drei Sprachen beherrschen solle: Slawisch, Rumänisch und Griechisch. Diese Vision Paisij Welitschkowskij, der er selbst entsprach, liefert uns ein Vorbild einer realen Übernationalität bzw. Über-Nationalkirchlichkeit, und dies in der Epoche der kriegerisch aufkommenden südosteuropäischen Nationalismen, der nationalen Befreiungskämpfe und der allmählichen Bewegung der Völker des Osmanischen Reiches hin zur Etablierung der eigenen Staaten und Nationalkirchen. Paisianische Brüder, Slawen, Rumänen, Griechen – ungefähr zehn Ethnien – waren imstande, das eine Kloster gemeinsam zu bewohnen und ihre jeweilige Sprache weiterhin zu sprechen, ohne in verschiedene, nationale Klöster zu zerfallen. Fast 50 Jahre lang konnte sich diese multinationale Bruderschaft aufrecht erhalten und versetzte die Zeitgenossen in Staunen.

So ist es vielleicht sinnvoll, sich nicht nur auf kontrovers umstrittene Kanones und Ereignisse zu konzentrieren, sondern sich auf die Suche nach realen Beispielen eines realen orthodoxen Zusammenhalts zu begeben, um auch heute ganz bewusst solchen geistigen und geistlichen Visionen zu folgen. Wir können von einem Ökumenischen Patriarchen zwar schwer Kenntnisse in Slawisch, Rumänisch und Griechisch erwarten, obwohl dies

sehr wünschenswert wäre. Um der Einheit der Orthodoxie willen könnten aber auch auf der panorthodoxen Ebene ähnliche übernationale und trans-autokephale Systeme zumindest angestrebt werden, die im kleineren Maßstab im 18. Jahrhundert von dem heiligen Ukrainer Paisij Welitschkowskij unter äußerst schwierigen politischen Bedingungen erfolgreich erprobt wurden.

Anna Briskina-Müller

(Dr. Anna Briskina-Müller ist seit Mai 2018 Wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Forschungsstelle „Edition der Briefe Ph. J. Speners [1635–1705]“ an der Sächsischen Akademie der Wissenschaften.)